

3. Der Diskursbegriff bei Michel Foucault

»In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnisse sind Ergebnisse dieser Produktion.«

(Foucault 1994: 250)

Der Begriff des Diskurses wurde maßgeblich durch Michel Foucault mit geprägt und hat in den Geistes- und Sozialwissenschaften bis heute nichts an Aktualität und Relevanz eingebüßt, im Gegenteil: Er hat sich – meist unter Verweis auf die Arbeiten von Foucault – dort inzwischen als Konzept etabliert. Die Spezifizierung und Bestimmung des Diskursbegriffs bleibt im Großteil der Studien aber vollständig aus, vielmehr wird seine Bedeutung stillschweigend als bekannt vorausgesetzt (vgl. Frank 2012: 39). Während Foucault selbst nie eine klare und konsistente Definition des Begriffes vorgelegt hat, gibt es gegenwärtig eine unüberschaubare Anzahl an Publikationen, die versucht, ihn zu konturieren und systematisch anwendbar zu machen. Im deutschsprachigen Raum sind diesbezüglich insbesondere Jürgen Link, Siegfried Jäger und Reiner Keller zu nennen, die die methodologischen Fragmente des foucaultschen Gesamtwerkes zu einem handhabbaren Werkzeug für die kritische Analyse von Diskursen machten.

Dennoch wird immer wieder betont, dass es sich bei der Diskursanalyse keinesfalls um eine einheitliche Methode handle, die als Rezeptwissen universell einsetzbar sei; vielmehr müsse diese als »concept in progress« (ebd.: 49) verstanden werden. Gerade daher ist es wichtig, im Folgenden transparent zu machen, was hier als »Diskurs« gefasst wird. Auf diese Weise soll der Begriff für die anschließende Analyse der diskursiven Konstruktion der Flüchtlingskategorie operationalisierbar gemacht werden. Für die hier behandelte

Thematik scheint dabei besonders die Frage danach relevant, welche Beziehungen und Interaktionen zwischen einem Diskurs und den AkteurInnen bestehen, die innerhalb diskursiver Machträume positioniert werden und/oder sich selbst positionieren.

Einerseits wird im Folgenden also die enge Verknüpfung zwischen Macht und Wissen in den Blick genommen. Aus dieser Perspektive können Diskurse auch als Macht-Wissens-Komplexe verstanden werden, aus denen ein spezifisches Wissen erzeugt wird, das innerhalb dieser Diskurse zirkuliert. Dieses Wissen muss im Kontext bestehender Machtbeziehungen betrachtet werden. Andererseits wird der Fokus in einem nächsten Schritt auf die AkteurInnen, die innerhalb und in Bezug auf diskursive Rahmungen agieren, gelegt, wobei insbesondere widerständige Praktiken und die damit verbundenen Risiken in den Blick genommen werden. Denn genauso, wie es keine AkteurInnen ohne die diskursiv erzeugte »Wirklichkeit« gibt, gibt es keine Diskurse ohne die daran beteiligten und agierenden sozialen AkteurInnen, die diese Diskurse (re-)produzieren, aber eben auch verwandeln können.

Bevor diese Erkenntnisse auf die Analyse der Flüchtlingskategorie übertragen werden, wird jenes – auch dieser zugrunde liegende – polarisierende Repräsentationsmuster skizziert, das zwischen einem national bzw. europäisch kodierten »Wir« und einem davon separat gedachten »Anderen« unterscheidet. Indem dieses Muster als diskursive Formation sichtbar gemacht wird, lässt sich die regelmäßige Wiederkehr der Denkfigur zeigen. Die gegenwärtigen Debatten weisen also historische Kontinuitäten auf und sind nicht untrennbar an jüngere Entwicklungen, etwa die steigende Zahl an Menschen, die in Europa nach Schutz suchen, gebunden. Mit dieser Einsicht soll die Dominanz einer ahistorischen Metaerzählung aktueller FluchtMigrationsbewegungen durchbrochen werden, die unter anderem in der Konstruktion eines »Ausnahmезustandes« Legitimationsgrundlage für die gegenwärtigen Dramatisierungs- und Problematisierungsdebatten ist.

3.1 Diskurse als Macht-Wissens-Komplex

Der Versuch, eine explizite und einheitliche Bestimmung des Diskursbegriffes in Foucaults Lebenswerk zu finden, ist von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Dies ist insbesondere dem Umstand geschuldet, dass Foucault selbst sein Denken als kontinuierlichen Prozess der Veränderung und des Perspektivenwechsels verstanden hat: »Ich versuche, meine Instrumente über die Ob-

jekte zu korrigieren, die ich damit zu entdecken glaube, und dann zeigt das korrigierte Instrument, dass die von mir definierten Objekte nicht ganz so sind, wie ich gedacht hatte. So taste ich mich voran und stolpere von Buch zu Buch.« (Foucault 1976: 522)

So kreist sein Denken zwar immer wieder um Überlegungen, die nach Diskurs-, Macht- und Subjektverhältnissen fragen, allerdings ohne dabei kongruente Antworten zu geben. Nach François Ewald ist das Gesamtwerk Foucaults durch ein »vagabundierende[s] Denken« (Ewald 1978: 8) gekennzeichnet, das eine gewisse »geistige Beweglichkeit« (Angermüller 2007: 209) zulässt. Foucault versucht, die Gegenstände seiner Analyse aus unterschiedlichen Perspektiven zu fassen, und formiert diese immer wieder in neuen Variationen und Formen (vgl. Sarasin 2005: 13). Er selbst versteht sein Schreiben und Denken auch als »Werkzeugkasten«, aus denen man sich bedienen solle und »jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden [kann], um Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen« (Foucault 1976: 53). Dennoch lassen sich in seinen Arbeiten »Die Ordnung der Dinge« (1978a) und »Archäologie des Wissens« (1995) wichtige theoretische und methodologische Überlegungen zum Begriff des Diskurses sowie unterschiedliche Zugangsweisen zu dessen Analyse finden.

Für die vorliegende Arbeit und die im anschließenden Kapitel skizzierte diskursanalytische Betrachtung der Flüchtlingskategorie wird im Folgenden der Diskurs als »Macht-Wissens-Komplex« verstanden. Beide Begriffe, Macht und Wissen, sind aus der Perspektive Foucaults untrennbar miteinander verwoben, ohne dabei gleichgesetzt werden zu können. So geht Foucault davon aus,

»[...] daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehungen gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.« (Foucault 1994: 34)

Unter dem Begriff des Wissens verstehe ich in Anlehnung an Siegfried Jäger »alle Arten von Bewußtseinsinhalten bzw. von Bedeutungen, mit denen jeweils historische Menschen die sie umgebende Wirklichkeit deuten und gestalten« (Jäger 2011: 91). Diese Wissensordnungen werden diskursiv vermittelt und strukturieren, wie Objekte, Ereignisse oder Abfolgen von Ereignissen wahrgenommen, gedeutet und interpretiert werden. So zeigt die inzwischen etablierte Beschreibung der Ereignisse im Sommer 2015 als »Flüchtlingskri-

se«, wie dieses Phänomen aus einer dominanten Perspektive wahrgenommen wurde, und formiert den Gegenstand »FluchtMigration« auf eine bestimmte Art und Weise.¹ In diesem Problematisierungs- und Dramatisierungsdiskurs wird damit der Gegenstand in seiner krisenhaften und problematisierten Konzeption sichtbar, während alternative Deutungen und Interpretationen unsichtbar bleiben.

Mit einer solchen Analyse der Formation von Objekten wird zugleich der produktive, realitätserzeugende, hervorbringende Aspekt von Diskursen betont. Die Aufgabe einer Diskursanalyse besteht nun darin, diese realitätskonstituierenden Aspekte von Diskursen herauszuarbeiten. Damit ist auch die Annahme verbunden, dass Gegenstände nicht »an sich« zugänglich sind, sondern sich erst durch und in Diskursen materialisieren – was allerdings nicht bedeutet, dass ihnen ihre reale Existenz abgesprochen würde. Vielmehr handelt es sich hierbei um eine erkenntnistheoretische Positionierung, die jegliche prädiskursive Existenz der »Dinge an sich« verneint. Hannelore Bublitx bringt dies wie folgt auf den Punkt:

»Etwas wird als Realität eingeführt, indem es zum Gegenstand des Wissens wird. [...] Diskurse sind also nicht einer vorgängigen Ordnung der Dinge begründet, sondern ihre Machtwirkung besteht darin, eine spezifische Ordnung der Dinge hervorzubringen und ihr eine eigenständige Realität zu verleihen.« (Bublitx 2011: 251)

Der realitätserzeugende Charakter von Diskursen konturiert folglich die symbolische Ordnung sozialer Wirklichkeit(en). Diskurse sind somit als »Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1981: 74). Wissen und Macht können dabei als zwei Dimensionen des wirklichkeitsgenerierenden und wirkmächtigen Diskurses angesehen werden (vgl. Bublitx 2011). Diese stehen in einem relationalen Wirkungsverhältnis zueinander. Das heißt, Wissenselemente sind zugleich Elemente eines Machtsystems, während Machtmechanismen umgekehrt auf einem diskursiv hervorgebrachten Wissenssystem basieren (vgl. ebd.). Auch Jäger betont diese Wechselwirkung von Macht und Wissen, wenn er Diskurse konzipiert »als Fluß von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten

1 Auch Lisa Gensluckner (2017) betont, dass beispielsweise die Bezeichnung »Kriegskrise« statt »Flüchtlingskrise« einen ganz anderen Gegenstand formiert hätte und damit auch andere Fragen in den öffentlich-politischen Debatten gestellt worden wären.

durch die Zeit, [...] der individuelles und kollektives Handeln und Gestalten bestimmt, wodurch er Macht ausübt« (Jäger 2011: 92).

Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass Diskurse gesellschaftlich funktional sind und bestimmten Zwecken dienen (vgl. ebd.). So wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch zu zeigen sein, dass die Bezeichnung »Flüchtlingskrise« in ihrer Notstandsrhetorik sich »als eine höchst effektive politische Strategie« (Hess et al. 2017: 12) herausstellt(e) und unter anderem als Legitimationsgrundlage dient(e), um etwa die massiven Asylrechtsverschärfungen umzusetzen, erneut Grenzübergänge zu »sichern«, das Massengrab im Mittelmeer zu rechtfertigen oder das europäische Projekt der Externalisierung des Grenzregimes voranzutreiben (vgl. ebd.; Hess et al. 2014). Die »Notfall-Politik« wurde so zu einem als notwendig erachteten und als alternativlos konzipierten Modus des Regierens mit dem Ziel zu suggerieren, dass die inszenierte »Flüchtlingskrise« kontrollierbar und regulierbar sei.

Darüber hinaus materialisieren und institutionalisieren sich Diskurse beispielsweise in Form von Gesetzen und bringen spezifische Denk-, Sprech- und Handlungsmuster hervor, die sich wiederum in handlungsleitenden Konzepten niederschlagen (können). Dabei stecken sie auch immer das ab, was Siegfried Jäger und Jens Zimmermann als »Sagbarkeitsfeld« (Jäger/Zimmermann 2010: 106f.) bezeichnen. In diesem wird festgelegt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Kontext sagbar ist und was außerhalb dieses Feldes des Sagbaren liegt. Die diskursive Produktion von Wissen beruht also auf machtvollen Prozessen des Ein- und Ausschlusses eben jener Aussagen, die als »wahr«, und jener, die als »falsch« gelten. (Vgl. Seier 2001)

»Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ›allgemeine Politik‹ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder andern sanktioniert werden; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.« (Foucault 1978c: 51)

Nach Foucault etablieren sich nicht alle Diskurse und die darin erzeugten Wissensformen und -inhalte in gleicher Intensität, da die Möglichkeiten ihrer Streuung unmittelbar mit den bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen zusammenhängen.

Zu unterscheiden ist zwischen hegemonialen Diskursen, die bis auf die Diskursebene des Alltages ihre Wirkung entfalten, und jenen Diskursen, »die nicht öffentlichkeitsrelevant werden« (Yıldız 2009: 34).

Ein Diskurs kann nach Jäger dann als herrschend oder hegemonial bezeichnet werden, wenn Wissen über eine bestimmte Zeit als ein »richtiges Wissen« gilt und sich als ein solches verfestigt und naturalisiert. Dieser Prozess der Etablierung von Wissensbeständen wird durch Institutionen und gesellschaftliche Regelungen gestützt (vgl. Jäger 2009). Die für eine bestimmte Zeit hegemonialen Diskurse bringen bestimmte »Wahrheiten« und »Evidenzen« hervor, die wiederum von Menschen angeeignet und reproduziert werden (vgl. ebd.). Allerdings können dabei mehrere herrschende Diskurse nebeneinander existieren, die sich auch gegenseitig bekämpfen und um die Deutungshoheit ringen. Diskurse sind folglich »dasjenige, worum und womit man kämpft; er [der Diskurs; Anm. d. Verf.] ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 1991: 11).

Neben dem als »richtig« geltenden (Macht-)Wissen identifiziert Foucault auch jene Wissensarten, die er als »unterworfenen Wissensarten« bezeichnet. Darunter fasst er einerseits historische Inhalte, die verschüttet, »in funktionalen Zusammenhängen oder in formalen Systematisierungen verschleiert« (Foucault 1978b: 60) wurden. Andererseits sind es Wissensarten, die »als nicht sachgerecht oder als unzureichend ausgearbeitet disqualifiziert wurden: naive, am unteren Ende der Hierarchie, unterhalb der erforderlichen Wissens- oder Wissenschaftlichkeitsniveaus rangierende Wissensarten« (ebd.). Die Differenzierung und Hierarchisierung zwischen den unterschiedlichen Wissensarten sind als Resultate von Machteffekten zu verstehen (vgl. Foucault 1992: 60).

Diese Machteffekte und -mechanismen legen nicht nur fest, was als »wahr«, »richtiges« Wissen gilt und im Bereich des Sagbaren liegt, sondern sie strukturieren auch die Subjektpositionen innerhalb eines Diskurses. Damit ist zum einen gemeint, dass die Möglichkeiten, an bestimmten Diskursen zu partizipieren – wie etwa dem nationalen Diskurs, der über Homogenisierungsstrategien die (nationale) Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit festlegt –, begrenzt sind und diese nicht allen Menschen gleichermaßen offenstehen. Diskurse bringen folglich immer sowohl sprechende Subjekte (Zugangsmöglichkeiten) als auch zum Schweigen gebrachte Subjekte (Zugangsbarrieren) hervor:

»Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist. Genauer gesagt: nicht alle Regionen des Diskurses sind in gleicher Weise offen und zugänglich; einige sind stark abgeschirmt (und abschirmend), während andere fast allen Winden offenstehen und ohne Einschränkung jedem sprechenden Subjekt verfügbar erscheinen.« (Foucault 1991: 26)

Andererseits werden Subjekte durch historisch situierte Diskurse auch erst als solche hervorgebracht, indem sie (potenzielle) Positionen für AkteurInnen generieren. Indem Diskurse Macht über Subjekte ausüben, werden aus Individuen Subjekte. Versteht man Diskurse wie in den bisherigen Ausführungen als strukturierende Wissensseinheiten, legt dieses Wissen vorab fest, wie sich Subjekte als eben solche formieren (vgl. Yıldız 2009: 48). Denn Diskurse enthalten Symbole, Bilder, Begriffe und Kategorien, die Subjekte zur Positionierung aufrufen und ansprechen (vgl. Spies 2010). Diese gesellschaftlichen und diskursiv erzeugten Sortierungs- und Ordnungsschemata basieren überwiegend auf dualistisch bzw. binär strukturierten Kategorisierungen (vgl. Lutz/Wenning 2001). Nach Helma Lutz und Norbert Wenning beruht etwa die Kategorie »Geschlecht« auf dem binären Gegensatz Männer/Frauen, die Kategorie »Nation« auf dem Gegensatz Angehörige und Nichtangehörige, und die Kategorie »gesellschaftlicher Entwicklungsstand« stellt eine Moderne dem Traditionellen gegenüber² (vgl. ebd.: 20). Diese binären Oppositionskategorien gehen mit bestimmten Bewertungen und Hierarchisierungen einher (vgl. Bublitz 1999: 35).

Dadurch kommt es laut Hannelore Bublitz »zur Errichtung einer gesellschaftlichen Kultur, die Wissenskategorien als Grundlage gesellschaftlich produzierter Wahrheiten und als Maßstab des gesellschaftlich Legitimen zu Kriterien des Subjektstatus macht« (ebd.: 36). Das »normale« Subjekt wird in dieser binären Ordnungslogik primär über das »abweichende«, »andere« Subjekt konstruiert, wie im folgenden Kapitel weiter ausgeführt wird. Zu betonen ist an dieser Stelle, dass durch die kontinuierliche Wiederholung und (Re-)Produktion dieser »Humandifferenzierungen« (Hirschauer 2014) und -hierarchisierungen die meist unhinterfragten Grunddualismen naturalisiert und ontologisiert werden. Die Ordnung der Dinge erscheint

2 Darüber hinaus verweisen Lutz und Wenning noch auf weitere binär angelegte Differenzkategorien: Ethnizität (*dominante Gruppe/ethnische Minderheit*) – Kultur (*Zivilisierte/Unzivilisierte*) – Gesundheit (*Behinderte/Nichtbehinderte*) (vgl. Lutz/Wenning 2001: 20f.).

als natürliche Gegebenheit und deren historisches Gewordensein bleibt im Verborgenen. Sie werden zu rezeptartigen Wissensformen, um soziale Wirklichkeit zu deuten, und (re-)produzieren gleichzeitig eben jene soziale Realität. Damit kommt einem kritischen diskursanalytischen Zugang, wie ihn auch die vorliegende Arbeit favorisiert, die Aufgabe zu, diese gesellschaftlichen Ontologisierungen und Naturalisierungen beständig zu hinterfragen. Andrea D. Bührmann und Werner Schneider (2008) sprechen in diesem Kontext in Anlehnung an Foucault von einer »kritischen Ontologie« (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 35f.).

Im Kontext der oben beschriebenen »Subjektformationen«³ kann von einer *diskursiv-normativen Subjektivierungsmacht* gesprochen werden (vgl. von Grönheim 2017: 59). In Folge derer die Individuen durchaus mit unterschiedlichen Subjektpositionen konfrontiert werden, die wiederum widersprüchlich und ambivalent sein können. Allerdings lassen sich diese Subjektpositionen »nicht beliebig wählen, sondern werden durch Diskurse reguliert, zum Beispiel bildet Heterosexualität eine Norm, die schwule Subjektpositionen erschwert.« (Motakef 2014: 394)

Gleichzeitig liegt in diesem Moment des Einnehmens einer Subjektposition, das ein Sprechen im Diskurs überhaupt erst ermöglicht, der (potenzielle) Widerstand und die Subversion gegen dominante Fremdzuschreibungen. Wie bereits erwähnt, sind Menschen durch den Diskurs geprägt, ohne dabei vollkommen von diesem determiniert zu sein. Damit bewegt sich die Entfaltung der Subjekte immer in einem Spannungsfeld zwischen Selbstbestimmung und diskursiver Limitation, zwischen Selbst- und Fremdpositionierung. Diese Möglichkeit des Widerstandes ist für Foucault unmittelbar mit Macht verwoben, wobei die Formen des Widerstandes vielfältig ausfallen können: »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr

3 Rudolf Leiprecht zieht den Begriffen »Subjektivierung«, »Subjektbildung« und »Subjektwerdung« den Begriff »Subjektformationen« vor. Während die drei ersten Begriffe den Entstehungsprozess betonen und dadurch suggerieren, es gäbe einen Zeitpunkt, an dem ein menschliches Individuum noch *kein* Subjekt sei, betont der Begriff der Subjektformationen jene »Prozesse, in denen individuelle Subjekte auf machtvoller Weise in eine »bestimmte Form« gebracht wurden oder gebracht werden sollen.« (Leiprecht 2014: 261) Sie sind folglich schon immer Subjekt und nicht Objekt. Gleichzeitig wird nach Leiprecht durch den Begriff der Subjektformation die Aufmerksamkeit stärker auf die komplexen und widersprüchlichen Zusammensetzungen von Formationen und Formierungen, die an menschliche Subjekte herangetragen werden, gerichtet (vgl. ebd.).

gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.« (Foucault 1977: 117)

Hier wird deutlich, dass Foucault Subjekte zwar als Produkt der diskursiven Machtkonstellationen, diese aber nicht vollkommen den Diskurszwängen unterlegen sieht. Subjekte sind durchaus fähig, sich gegenüber den herrschenden Verhältnissen und Zuschreibungen widerständig zu verhalten (vgl. ebd.: 117f.). Nach Hartmut Krauss ist ein Subjekt immer auch ein tätiges Subjekt und als »eigensinnig-selbsttätiges, aktiv auswählendes, bewertendes, abwehrendes, synthetisierendes und ausbalancierendes Wesen« (Krauss 2002: 107) zu verstehen. Subjekte treten also in ein relationales Verhältnis mit den sich wandelnden und historisch situierten Diskursen und Praktiken ein und sind dadurch in der Lage, diese zu unterlaufen und zu verändern (vgl. Yıldız 2009).

Auf dieses Möglichkeitspotenzial des Widerstandes gegen dominante Deutungen und Zuschreibungen, die, wie bisher gezeigt wurde, als diskursiver Macht-Wissens-Komplex verstanden werden können, wird im folgenden Kapitel näher eingegangen. Dabei wird nicht nur der Möglichkeitsraum für widerständige Praktiken ausgelotet, sondern es werden auch die damit verbundenen Risiken und Ambivalenzen thematisiert.

3.2 Widerständige Praktiken in rassistischen Verhältnissen

»Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt drauf an, sie zu verändern.« (Karl Marx, 11. Feuerbach-These)

Im vorangegangenen Kapitel wurden Diskurse als Macht-Wissens-Komplex sichtbar gemacht. Es wurde gezeigt, dass Diskurse Wissens- und Denkkordnungen hervorbringen, die Menschen mit mehreren Subjektpositionen konfrontieren. Diese können angeeignet, eingenommen oder modifiziert werden. Das Subjekt kann sich widerständig und kritisch gegenüber diesen Zuschreibungen verhalten, ohne dabei unabhängig von diesen zu agieren. Es kann in eine aktive Auseinandersetzung mit ihnen treten, sich in ein Verhältnis zu ihnen setzen oder Widerstand dagegen leisten. Um diese Möglichkeitsräume für widerständige Praktiken nicht zu romantisieren und dadurch das »widerständige Subjekt« zu heroisieren, müssen auch die damit verbundenen Risiken miteinbezogen werden, und das in doppelter Hinsicht: Zum einen sind die Gefahren mitzudenken, die mit widerständigen Praktiken in

risikoreichen Verhältnissen einhergehen; und zum anderen kann die Thematisierung von Widerstand aus wissenschaftlicher Perspektive als solche (auch) problematische Effekte nach sich ziehen, wie im Folgenden gezeigt wird.

Widerständige Praktiken »auf eigene Rechnung«

In Foucaults Verständnis von Macht ist das Konzept des Widerstandes, wie mittlerweile deutlich wurde, bereits angelegt. Widerstand liegt dabei allerdings nie außerhalb der Macht, sondern stellt vielmehr eine Bedingung für diese dar (vgl. Seier 2001: 102). Dabei unterscheidet Foucault zwischen Macht einerseits und Herrschaft andererseits. Machtverhältnisse sind für ihn ubiquitär und spannen sich wie ein Netz über die gesamte Gesellschaft. Dadurch verfügen grundsätzlich alle in einer Gesellschaft lebenden Menschen über ein gewisses Machtpotenzial, dessen Ausmaß und Wirkungsweisen höchst unterschiedlich ausfallen. Im Gegensatz dazu spricht Foucault von Herrschaft oder Gewaltverhältnissen⁴, »wenn aufgrund der ungleichen Verteilung von Macht Menschen über Menschen bestimmen und sie z.B. ausgrenzen und ausbeuten können« (Jäger 2009: 129f.; vgl. auch Foucault 1987: 254f.).

Mit mehr oder weniger Macht ausgestattet ist dem Subjekt ein Widerstandspotenzial gegen dominante Fremdzuschreibungen und -beschreibungen immanent. Allgemein wird allerdings davon ausgegangen, dass die Möglichkeit des Widerstandes gegen die herrschende Ordnung und das bestehende hierarchische Repräsentationssystem darin begründet liegt, dass Macht- und Herrschaftsverhältnisse nie absolut oder total sind, sondern es »immer Sprünge, Risse [gibt], die zu Geburtsstätten von Veränderung werden können« (Grossberg 1999: 61).

Widerständige Praktiken können sich in vielfältigen Formen äußern und in ihrer Intensität sowie zeitlichen Dauer stark variieren. Sie lassen sich als kritische und reflexive Auseinandersetzung mit bestehenden Verhältnissen verstehen, die, mit Foucault gesprochen, als »die Kunst, nicht regiert zu werden, bzw. die Kunst, nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden« (Foucault 1992: 12), bezeichnet werden können. Die verschiedenen Formen des Widerstandes, etwa widerständiges Sprechen oder widerständiges Handeln, sind dabei in risikoreiche Verhältnisse verstrickt (vgl. Scharithow 2014). Daher kann die Rekonstruktion individueller oder kollektiver

4 Machtverhältnisse schließen den »Gebrauch von Gewalt« dabei nicht aus. Diese ist nur nicht »ihre Grundlage oder Natur« (Foucault 1987: 254).

Widerstandspraktiken mit den damit verbundenen Risiken letztlich nur aus dem empirischen Material selbst generiert werden.

Wenn man diese Einsichten auf die vorliegende Studie überträgt, erscheinen Menschen mit FluchtMigrationserfahrungen – wie alle anderen Menschen auch – als AkteurInnen und keinesfalls, in einer viktimisierend-reduktionistischen Sichtweise, als den bestehenden Verhältnissen passiv ausgeliefert. Selbst unter widrigsten Bedingungen und Umständen sind sie agierende und intervenierende Personen, die sich Räume der Selbstpositionierung erschließen. Dennoch zeichnen sich die als risikoreich bezeichneten Verhältnisse, in denen FluchtMigrierende agieren, durch einige Spezifika aus, die den Möglichkeitsraum für widerständige Praktiken äußerst eng und ambivalent werden lassen. Auch hier scheint die Idee des subjektiven Möglichkeitsraumes nach Klaus Holzkamp hilfreich, um ein differenziertes Verständnis dessen zu generieren, wie Widerstand individuell ausgestaltet werden kann und gleichzeitig immer schon in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettet ist. Dabei ist vor allem Holzkamps Unterscheidung zwischen einem *personalen* und *situationalen* Pol des subjektiven Möglichkeitsraumes relevant: Während der personale Pol nur durch die biographischen Erzählungen der einzelnen Menschen zugänglich wird und damit höchst individuell ist, können bezüglich des situationalen Poles (siehe Kapitel 2.2) einige Aussagen getroffen werden, die sich (vorsichtig) verallgemeinern lassen, wobei die subjektive Interpretation und Wahrnehmung dieser Bedingungen wiederum nur aus dem Einzelfall rekonstruierbar sind. In der aktuellen Situation und in ihrem jeweiligen soziogesellschaftlichen Kontext betrachtet (situationaler Pol), sind die Lebensbedingungen von FluchtMigrierenden, wie in fast allen Gesprächen deutlich wird, durch die »Normalität des Rassismus« in der Dominanzgesellschaft geprägt. Rassismus als strukturierendes Element gesellschaftlicher Verhältnisse stellt dabei ein risikoreiches Verhältnis dar und macht Widerstand zu einem ambivalenten Unterfangen (auch) für FluchtMigrierende. Die Konsequenzen, wie etwa sich wiederholende Verletzungen oder Ausgrenzungserfahrungen, tragen die Menschen selbst, weshalb man von widerständigen Praktiken »auf eigene Rechnung« sprechen kann.

Auf diese Gefahren verweist auch Wiebke Scharathow (2014) in ihrer Studie »Risiken des Widerstandes«, in der sie sich mit Jugendlichen und ihren Rassismuserfahrungen sowie den riskanten Umgangsformen mit diesen vor dem Hintergrund ungleicher Machtverhältnisse auseinandersetzt. Zwar beziehen sich ihre Untersuchungen auf die Institution Schule, allerdings lassen

sich diese Ergebnisse auch auf andere gesellschaftliche Bereiche und Institutionen übertragen. Rassismus definiert Scharathow dabei als

»[...] ein System von Diskursen und Praktiken der Unterscheidung und Bedeutungszuschreibung mit herabwürdigenden, diskriminierenden sowie Diskriminierung legitimierenden und plausibilisierenden Effekten [...], die in ein binäres Repräsentationssystem eingelassen sind, in dem zwischen einem konstruierten nationalen, kulturellen, rassialisierten und/oder religiösen ›Wir‹ und einem entsprechenden ›Nicht-Wir‹, zwischen Zugehörigkeit und Andersheit, Normalität und Abweichung in Migrationsgesellschaften wirkmächtig unterschieden und so eine symbolische und soziale Ordnung hergestellt und legitimiert wird, die auf das Zusammenleben und Interagieren von Menschen einwirkt.« (Scharathow 2014: 47)

Hinzuzufügen ist, dass Rassismus eine gesellschaftliche Funktion erfüllt und als ein sozialer »Platzanweiser« verstanden werden muss, durch den der Zugang zu gesellschaftlich relevanten Positionen und (materiellen wie immateriellen) Ressourcen reguliert wird. Das Ordnungsprinzip, das Rassismus unter anderem kennzeichnet, basiert auf der binär angelegten Differenz zwischen einem imaginierten »Anderen« und einem davon separat gedachten »Wir«, das im Falle von FluchtMigrierenden kontextspezifisch national oder europäisch kodiert wird. Ein solches Regime der (Nicht-)Zugehörigkeit ist nach Birgit Rommelspacher »eine der zentralen Formen, in dem sich Rassismus im Alltag wie auch in den Institutionen und in der Politik durchsetzt« (Rommelspacher 2009: 31). Wie noch gezeigt wird, handelt es sich hierbei um ein historisch gewachsenes Repräsentationssystem westlicher Gesellschaften, das eine lange Tradition hat und als Macht-Wissens-Komplex tief in den gesellschaftlichen Strukturen verankert ist.

Zygmunt Bauman merkt an, dass »alle Gesellschaften Fremde produzieren, jedoch jeder Gesellschaftstyp produziert seine eigene Art von Fremden auf eigene unnachahmliche Weise« (Bauman 1999: 17). Diese Aussage veranschaulicht, wie national zentrierte Ideologien funktional werden und welche Macht bestimmte Deutungen besitzen, die Menschen, die Grenzen überschreiten, zu *Anderen*, zu *Fremden* machen. Diese Deutungen, die sich zu bestimmten Mythen und Figuren verdichten, symbolische Ordnung schaffen und sich als Normalität etablieren, gilt es zu erforschen und zu verstehen, abzuwehren und zu kontrollieren, zu nutzen und zu integrieren (vgl. Yıldız

2017a; De Genova 2017; Sassen 2008; Beck-Gernsheim 2004).⁵ »In der diskursiven Formierung der Flüchtlingsfigur wird eine Differenz konstruiert, die wiederum naturalisiert wird« (Yıldız 2017a: o.A.) (*ontologischer Dualismus*). Die darunter subsumierten Menschen werden als homogene Gruppe zusammengefasst und dem »Eigenen« aufgrund kultureller, religiöser und/oder ethnischer Unterschiede als grundsätzlich verschieden und unvereinbar gegenübergestellt. Dabei werden die erzeugten Differenzen zugleich in eine hierarchisch strukturierte Beziehung gebracht. Nach Rommelspacher kennzeichnen die vier Elemente Naturalisierung, Homogenisierung, Polarisierung und Hierarchisierung das Inventar des Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis (vgl. Rommelspacher 2009).

Dieses Verhältnis kann nach Paul Mecheril (2007) aus drei Gründen als »Normalität« bezeichnet werden. Erstens produziert rassistisches Wissen Normalitäten, indem, wie bereits beschrieben wurde, ein gesellschaftliches Ordnungssystem konstituiert wird und die erzeugten Kategorien sich als Normalität etablieren; gleichzeitig greift rassistisches Wissen auf bereits vorhandene Normalitätsvorstellungen zurück, legitimiert und (re-)produziert diese. Zweitens kann insofern von der »Normalität des Rassismus« gesprochen werden, als rassistische Diskriminierungen und Zuschreibungen für die davon Betroffenen oftmals zur alltäglichen Lebensrealität gehören. Und drittens ist durch jene Alltäglichkeit sowie durch die Dauerhaftigkeit des Rassismus und seine Legitimationsfunktion für bestehende Über- und Unterordnungsverhältnisse ein gewisser Gewöhnungseffekt eingetreten: »Berichte über rassistische Vorkommnisse gehören zur ›Normalität‹, wir haben uns an sie gewöhnt, auch mit dem Effekt einer gewissen Abstumpfung und achselzuckenden Zurkenntnisnahme« (Mecheril 2007: 3).

Als gesellschaftliches Verhältnis, das auf sozialen Konstruktionen beruht, geht Rassismus mit massiven realen Konsequenzen für die Menschen einher, die in diesen Verhältnissen leben und versuchen, ihr Leben zu gestalten (vgl. Scharathow 2014). Diese werden allerdings unterschiedlich wahrgenommen, erlebt und gedeutet. Widerständiges Handeln und/oder Sprechen gegen dieses dominante Repräsentationssystem von (Nicht-)Zugehörigkeitsverhältnissen ist, wie bereits angedeutet, durchaus risikoreich und kann insofern als

5 In Anlehnung an Hartmut M. Giese kann auch von der Produktion eines »gläsernen Flüchtlings« gesprochen werden, dessen Lebenswelt durch die zunehmende Generierung von Wissen über den Flüchtling zusehends kolonialisiert und vereinnahmt wird (vgl. Giese 1984b).

Widerstand »auf eigene Rechnung« bezeichnet werden, da die damit einhergehenden Konsequenzen das widerständige Subjekt selbst trägt. Scharathow sieht das Risiko, sich widerständig gegenüber der »Normalität des Rassismus« zu verhalten, vor allem in der marginalisierten Positionierung der als »anders« Konstruierten sowie in dem »reduktionistische[n], gesellschaftlich aber weiterhin als ›wahr‹ akzeptierten[n] Wissen zu Rassismus« (ebd.: 421).

Die dominante Vorstellung rassistischer Handlungen als intendierte individuelle Handlungen rückt die Frage nach den Absichten und Motiven jener Personen in den Mittelpunkt, deren Verhalten diskriminierende, rassistische Effekte hat (vgl. Scharathow 2014). Bagatellisierende und negierende Reaktionen auf das Thematisieren von Rassismus(-erfahrungen), wie etwa »Das war doch nicht so gemeint!«, »Das hast du falsch verstanden!«, lassen solche Erfahrungen quasi als nichtexistent erscheinen und bringen die Personen in eine Beweispflicht, die mit einer »Legitimationspflicht« für die angebrachte Beschwerde einhergeht (vgl. ebd.).

Ein weiteres Risiko der Thematisierung von Rassismuserfahrungen, das mit ambivalenten Effekten einhergehen kann, sieht Scharathow hinsichtlich der eigenen Verortung beim Zur-Sprache-Bringen von Diskriminierungserfahrungen »sowohl in den unmittelbaren sozialen Beziehungen als auch innerhalb der gesellschaftlichen sozialen Ordnung« (ebd.: 421). Die Gefahr besteht darin, dass der Hinweis auf die eigene prekäre oder ausgegrenzte Positionierung diese zum einen selbst (erneut) vergegenwärtigt und der Status als vermeintlicher »Anderer« reproduziert wird. Damit verbunden ist ein »Verletzungs- und Prekarisierungspotenzial« (ebd.) durch die Wiederholung und Auseinandersetzung mit bestehenden Unterdrückungs- und Ungleichheitsverhältnissen. Darüber hinaus wird den Subjekten in solchen Situationen mitunter bewusst, wie marginal ihre Möglichkeiten sind, diese Ungleichheitsverhältnisse zu beeinflussen und zu verändern (vgl. ebd.).

Ein Beispiel für derartige widerständige und kreativ ausgestaltete Praktiken, die aber durchaus auch mit widersprüchlichen und teilweise kontraproduktiven Effekten einhergehen, ist jene der Selbstethnisierung. Sie kann als eine strategische Reaktion auf strukturelle Diskriminierungsformen und gesellschaftliche Machtverhältnisse gelesen werden. Dazu meint etwa Vladimir Wakounig: »Ethnizität wird zu einer wichtigen Ressource, auf die zurückgegriffen wird, wenn es gilt, politische Strategien der Abwehr gegen weitere Marginalisierung und Diskriminierung zu entwickeln« (Wakounig 2008: 124f.). Bei der Selbstethnisierung wird die kontinuierliche Fremdzuschreibung als »ethnisch Anderer«, die Erol Yıldız in Anlehnung

an den foucaultschen Macht-Wissens-Komplex treffend als Ethnizitätsdispositiv (Yıldız 2013) bezeichnet, angeeignet und subversiv umgedeutet. Diese Neuidentifikation und -definition der Fremdzuschreibung kann als eine Strategie verstanden werden, die den zugeschriebenen Merkmalen alternative Erzählungen und Gegenbilder zu dominanten Deutungen entgegensetzt. Die ethnisierten Kategorien werden zu eigen gemacht, indem sie anders ausgefüllt werden. Gleichzeitig läuft diese Form des Widerstandes als Gegenstrategie auch Gefahr, die dominante binäre Differenzlogik (»Wir und die Anderen«) zu reproduzieren und die Positionierung als vermeintlich »Anderer« zu zementieren, wenn etwa auf die national kodierte soziale Zugehörigkeitsordnung rekurriert wird. Allerdings ist das darin liegende subversive Widerstandspotenzial, das sich kategoriale Zuschreibungen aneignet, neu und kreativ umdeutet und das somit hegemoniale Normalitätsvorstellungen verschiebt, vielversprechend vor dem Hintergrund eingengter Handlungsräume.

Darüber hinaus gestaltet es sich oft als problematisch, wenn sich Menschen mit FluchtMigrationserfahrung explizit gegen Fremdzuschreibungen auflehnen, sich dazu oppositionell positionieren und auf rassistische Praktiken hinweisen, weil sich viele von ihnen in (materiellen und immateriellen) Abhängigkeitsbeziehungen zu Behörden und insgesamt zu Mitgliedern der Dominanzgesellschaft wiederfinden. Zu nennen sind hier etwa Asylverfahren (sowie die darin agierenden EntscheidungsträgerInnen) und finanzielle Abhängigkeiten aufgrund der Diskriminierung am Arbeitsmarkt, aber auch die verbreitete Erwartungshaltung, die explizit oder implizit Dankbarkeit und Demut seitens der FluchtMigrierenden voraussetzt. Wie noch gezeigt wird, kommt dabei der Konstruktion des »Flüchtlings« als hilfsbedürftiges Opfer eine entscheidende Funktion zu, legitimiert diese doch die paternalistische Beziehungskonstellation zwischen dem helfenden »Retter« und dem »zu rettenden Flüchtling«.

Nicht zuletzt aber wird eine kritische Auseinandersetzung mit rassistisch konnotierten Ausgrenzungspraktiken erschwert durch die kontinuierliche Erzeugung von Angst und Unsicherheit bezüglich des »rechtmäßigen« Aufenthaltes im Ankunfts-kontext sowohl auf rechtlicher als auch auf gesellschafts-politischer Ebene. Diese diskursiv erzeugten Unsicherheiten, die mit realen Konsequenzen für die Menschen einhergehen, überlappen sich mit dem Integrationsparadigma, das in einem System »organisierter Desintegration« (Täubig 2009) kontinuierliche Anpassungsleistungen von FluchtMigrierenden einfordert, die sich aus dem unsicheren Aufenthalt eine legitime und »gu-

te Bleibeperspektive«⁶ erarbeiten müssen. Aus einer neoliberalen Logik heraus scheint unter dem Leitsatz »Integration durch Leistung« zumindest die Chance gegeben zu sein, sich eine Existenz im Ankunfts-kontext verdienen zu können. Die Paradoxie der Anforderung an jene Personen, die einerseits aufgrund ihres rechtlichen und sozialen Status weder uneingeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt noch zu anderen Regeleinrichtungen haben und andererseits gesellschaftlich teilnehmen und sich »integrieren« sollen, ist an dieser Stelle deutlich hervorzuheben.

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass der Handlungsspielraum für Widerstand in risikoreichen und machtvollen (rassistischen) Verhältnissen durchaus ambivalent und herausfordernd ist und sich als außerordentlich eng erweist. Trotz alledem entwickeln Menschen in diesen Verhältnissen (widerständige) Handlungs- und Umgangsweisen mit Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die im empirischen Teil dieser Arbeit anhand der individuellen Fallportraits näher in den Blick genommen und auf Grundlage der Erzählungen der befragten Personen rekonstruiert werden.

Allerdings ist nicht nur die Problematisierung von Marginalisierungs- und Diskriminierungserfahrungen seitens der Subjekte mit Risiken verbunden, sondern auch die Thematisierung von Widerstand auf wissenschaftlicher Ebene birgt Gefahren, die im Folgenden kurz skizziert werden.

Widerstand als Gegenstand und Ziel wissenschaftlicher Auseinandersetzung

Widerstand und widerständige Praktiken sind, wie bereits beschrieben, höchst individuell und richten sich einerseits nach dem jeweiligen subjektiven Möglichkeitsraum der Menschen bei der Bewertung und Deutung der

6 Der Begriff »Bleibeperspektive« ist äußerst umstritten. Die Idee ist es, Menschen nach Herkunftsländern zu separieren: in jene, die eine »gute« Bleibeperspektive haben, und jene, denen eine »schlechte« Bleibeperspektive, etwa aufgrund der Flucht aus einem »sicheren Herkunftsstaat«, zugestanden wird. Daran gekoppelt ist etwa der Zugang zu Integrationskursen, die nur Menschen mit »guter« Bleibeperspektive offenstehen. Der Ausschluss von sozialer Teilhabe oder auch Abschiebungen werden zunehmend mit dem Argument der Bleibeperspektive legitimiert. Eine individuelle Prüfung des einzelnen Falles und der Gründe für eine Flucht, wie es das Asylgesetz vorsieht, ist damit nicht mehr gegeben.

eigenen Rahmenbedingungen – die immer schon gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind –, andererseits auch nach den eigenen biographischen Erfahrungen und dem bisherigen Umgang mit Rassismus. Die Gefahr, die im Kontext einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Thematik besteht, liegt unter anderem darin, ein verengtes und staatszentriertes Verständnis von Widerstand zu vertreten. Darauf verweist auch Cristina Yurena Zerr, wenn sie schreibt:

»Unser Begriff des ›Widerstands‹ ist von einem westlichen Verständnis geprägt und wird meist innerhalb eines staatlichen Rahmens gedacht. Um Widerstand zu leisten, muss ein Mensch der vorherrschenden Auffassung zufolge erst Teil einer politischen Gemeinschaft sein. Die Staatsbürger*innenschaft stellt dabei oftmals die Eintrittskarte dar, damit ›legitimer‹ Widerstand geleistet werden kann – zum Beispiel durch die Ausübung des Rechts auf Meinungsfreiheit mit der Teilnahme an einer Demonstration, der [sic!] Gründung einer politischen Partei etc. Als Konsequenz ergibt sich daraus, dass Widerständigkeiten, die aus dieser Norm herausfallen, weder gesehen noch anerkannt werden.« (Zerr 2015: o.A.)

Zudem handelt es sich bei dem Begriff des Widerstandes um ein normativ und historisch aufgeladenes Konzept, das sich in stetigem Wandel befindet und dadurch schwer zu fassen ist. Da Widerstand untrennbar mit Machtverhältnissen verbunden ist und diese in einer globalisierten Weltgesellschaft nicht mehr ausschließlich nationalstaatlich organisiert sind, wird Widerstand gegen bestehende Macht- und Herrschaftsordnungen zunehmend komplexer und undurchsichtiger (vgl. Daase 2014). Auch Foucault weist auf die vielfältige Gestalt und Ausformung von widerständigen Praktiken hin:

»Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt der Rebellionen, das reine Gesetz des Revolutionärs. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können.« (Foucault 1977: 117)

Allerdings greift ein Verständnis von Widerstand im Kontext von FluchtMigrierenden, das diesen ausschließlich als individuellen Akt konzipiert, deutlich zu kurz und missachtet das politische Machtpotenzial kollektiver Wider-

stände, wie sie sich etwa im »langen Sommer der Migration«⁷ (Hess et al. 2017) formiert haben.

»Die Mobilisierung tausender Menschen, die sich Anfang September 2015 zu Fuß auf den Weg Richtung österreichische Grenze machten, nachdem sie zuvor wochenlang nahezu ohne Versorgung auf dem Budapester Ostbahnhof Keleti festgesessen hatten, war ein kollektiver politischer Akt, dem tagelange logistische Planung und soziale Organisation vorausgegangen sind. Mehr noch: Im march of hope ließen sich die politischen Praktiken und Erfahrungen der Akteure des Arabischen Frühlings und vieler Kämpfe der Migration wiedererkennen.« (Hess et al. 2017: 20)

Aber auch vor 2015 gab es immer wieder kollektive Vereinigungen, die von Geflüchteten gegründet wurden und sich für eine menschenwürdige Behandlung einsetzen. Als Beispiel ist hier die Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen anzuführen, die als gemeinnütziger Verein bereits seit 2008 Demonstrationen und Proteste organisiert, um politischen Widerstand gegen die zunehmenden Einschränkungen der Rechte von FluchtMigrierenden zu leisten. Auch der Zusammenschluss von geflüchteten AktivistInnen im Rahmen der Refugee Tent Action, die 2012 von Bayern aus in ganz Deutschland an Einfluss gewannen und neben Protestmärschen auch Hungerstreiks und öffentliche Kundgebungen organisierten, stellt eine Form des kollektiven Widerstandes dar. Für Österreich ist in diesem Zusammenhang das Refugee Protest Camp Vienna zu nennen, zu dessen Gründung es 2012 im Erstaufnahmezentrum Traiskirchen durch mehrere AktivistInnen kam. Öffentliche Aufmerksamkeit erhielten diese vor allem durch ihren Marsch nach Wien im Dezember 2012, bei dem einige von ihnen die Votivkirche besetzten, um ihre Forderungen öffentlich wirksam zu artikulieren.

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen allerdings nicht kollektive und politisch-organisierte Formen des Widerstandes, sondern individuelle widerständige Alltagspraktiken, die nicht selten bestehende Normen neu besetzen,

7 Der Ausdruck »langer Sommer der Migration« bezieht sich auf die Ereignisse im Sommer 2015, als das europäische Grenz- und Migrationsregime in sich zusammenbrach. Tausende Menschen überquerten damals die Grenzen in der EU. Unter dem beharrlichen Druck der FluchtMigrationsbewegung kam es am 05.09.2015 zur offiziellen Grenzöffnung in Österreich und Deutschland. Weitere Ausführungen dazu finden sich bei Hess et al. 2017.

verschieben und subversiv unterlaufen, um Räume für Selbstpositionierungen und -definitionen zu erschließen. Davon sind Formen des kollektiven und politisch organisierten Widerstandes jedoch nicht völlig ausgeschlossen, wie auch in einigen Interviews deutlich wird.

Widerstand wird in dieser Arbeit also – das soll an dieser Stelle festgehalten werden – als relationales Handeln verstanden, das nicht aus sich selbst heraus erklärbar ist. Der Begriff gewinnt seine Bedeutung demnach erst, wenn widerständiges Handeln in Beziehung zu den einzelnen Individuen, ihren subjektiven Möglichkeitsräumen und den Zielobjekten, gegen die es sich richtet, gesetzt wird. Daher werden konkrete widerständige Praktiken und deren subjektiver Sinn- und Deutungsgehalt erst durch die Erzählungen der befragten Personen zugänglich. Widerständige Praktiken werden also tendenziell als offenes und sensibilisierendes Analyseinstrument verstanden, um der Verschiedenheit der Subjekte, deren Kämpfen und der Ausformung ihres jeweiligen Widerstandspotenzials Rechnung zu tragen. Allerdings ist ein derartig weites Verständnis des Widerstandsbegriffes, das es erlaubt, Widerstand überall dort zu sehen, wo man nur genau hinschaut, ebenfalls nicht unproblematisch. Ein inflationärer Gebrauch von Widerstand führt nämlich zu einer inhaltlichen Entwertung des Begriffes und »zu methodischen Problemen und analytischen Unschärfen« (Noack 2016: 11) des selbigen. Im Weiteren wird aus einer praxistheoretischen Perspektive von widerständigen Praktiken und Widerständigkeiten gesprochen, die verstanden werden als »eine kreative und produktive Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Existenzbedingungen, [...] als ein aktiver Prozess, in dem der Lebenspraxis Sinn und Bedeutung verliehen wird« (Scherr 2013: 8).

Neben der Gefahr eines einerseits verengten und andererseits allzu weiten Verständnisses von Widerstand läuft eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem immer auch Gefahr, das widerständige Subjekt zu romantisieren und heroisieren. Vor der Überhöhung subjektiver Praktiken »als Garant für Subversion« (Karakayalı/Tsianos 2007: 15) von FluchtMigrantInnen warnt etwa die Forschungsgruppe Transit Migration. Zugleich betont sie die produktive Dimension staatlichen Handelns im Kontext des Migrations- und Grenzregimes, das als dynamische, sich wandelnde Reaktion auf (dynamische, sich wandelnde) Praktiken der Migration verstanden werden muss (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 204). Migrationspolitiken und Migrationsbewegungen werden in diesem Verständnis, wie bereits weiter oben ausgeführt, als sich gegenseitig bedingende Kräfteverhältnisse gelesen. Die dabei eingenommenen Perspektiven betonen ein Verständnis von FluchtMigration

als sozialer Bewegung, indem sie »den Exodus, die Flucht, die Migration als kraftvolle Abstimmung mit den Füßen und als Selbstermächtigungsstrategie für ein besseres Leben in den Mittelpunkt der Analyse stellen« (Hess/Tsianos 2004: 12). Kritik an diesem Ansatz kommt unter anderem von der Karawane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen, die in der Betonung des Widerstandspotenziales und der These der »Autonomie der Migration« die Gefahr sehen, dass »der Horror und die Gründe der Flucht unerwähnt bleiben« (iz3w 2005: 20). Diese Kritik teilend, schlagen Martina Benz und Helen Schwenken vor, von einer »Eigensinnigkeit der Migration« zu sprechen. Dadurch wird es möglich, den »überschüssigen und nicht staatlich zu regulierenden Anteil von Migrationsbewegungen« (Benz/Schwenken 2005: 363) einzufangen, »ohne dabei eine Autonomie zu behaupten« (ebd.).

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit widerständigen Praktiken im Kontext von FluchtMigration steht folglich vor der Herausforderung, sich mit diesen auseinanderzusetzen, ohne dabei die Zwänge, Ausbeutung und Marginalisierung zu verschleiern. Dazu gehört auch die Thematisierung der komplexen Verstrickungen der jeweiligen Ankunftsländer im Globalen Norden in postkoloniale Ungleichheitsverhältnisse – in die ich als weiße privilegierte Wissenschaftlerin unabdingbar mit verstrickt bin –, die oftmals als Ursache für FluchtMigration verstanden werden müssen. Der Slogan der Flüchtlingsorganisationen Karawane und The Voice in Deutschland, »Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört«, bringt diese Notwendigkeit auf den Punkt. Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Herkunftskontexte verlassen haben bzw. verlassen mussten, werden immer *auch* zu Opfern struktureller, gesellschaftlicher und postkolonialer Zwänge und Machtverhältnisse. Diese teils traumatisierenden Erfahrungen dürfen bei der Betonung widerständiger Praktiken im akademischen Kontext nicht zugunsten der Überbetonung von Handlungsmacht negiert werden.

Gleichzeitig ist die Tendenz zur Viktimisierung im aktuellen FluchtMigrationsdiskurs als »eine machtvoll diskursive Struktur [zu verstehen], deren Effekte für die Betroffenen höchst problematisch sind« (Seukwa/Niedrig 2010: 182). Daher wird davon ausgegangen, dass sowohl das Sprechen über widerständige Praktiken mit Risiken verbunden ist – wenn etwa Leiderfahrungen bei der Überbetonung von widerständigem Handeln nahezu vollständig negiert werden –, als auch das Verschweigen oder Negieren dieser höchst problematisch ist, weil es Menschen zu hilflosen Opfern äußerer Umstände stilisiert. Die Konsequenz aus diesen Überlegungen kann nur sein, die vielfältigen Formen subjektiver Bewältigungsstrategien und widerständiger Prakti-

ken hervorzuheben sowie die damit verbundenen Risiken und Leidenserfahrungen ernst zu nehmen und in die Analyse miteinzubeziehen. *Beide* Perspektiven müssen also zentraler Bestandteil der Analyse sein, um weder potenzielle Handlungsmacht überzubetonen, noch einen viktimisierenden Essentialismus zu betreiben.

Diese Form einer alternativen Wissensproduktion, die ausgehend von den biographischen Selbstpositionierungen der fluchtmigrierten Menschen und im Diskurs *mit* ihnen generiert wird, versteht sich selbst als ein widerständiges und gegenhegemoniales Projekt. Damit wird Widerständigkeit nicht nur zum Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung, sondern vielmehr zum Ziel eben jener. In Anlehnung an postmigrantische Ansätze geht es, wie Erol Yıldız pointiert formuliert, darum, die »Geschichten aus der Perspektive und Erfahrung von Migration zu erzählen und dabei marginalisiertes und weithin ignoriertes Wissen sichtbar zu machen« (Yıldız 2017: 22). Diese Perspektivenverschiebung, weg von der dominanten Blickrichtung hin zu einer Perspektive der Migration, versteht Yıldız selbst als eine solch »widerständige Praxis« (ebd.). Damit ist wissenschaftliches Schreiben gleichzeitig immer schon ein politischer Akt, dessen Ziel es ist, hegemoniale Deutungs- und Wahrnehmungsmuster zu irritieren und zu dekonstruieren.

Dabei kann Forschung nie neutral sein. Jede Forschungspraxis impliziert eine politische Haltung und favorisiert dabei eine bestimmte Deutung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Die Erzeugung von Wissen über ein Phänomen ist zudem eingebunden in epistemische Machtkämpfe um Deutungshoheiten. Letzteres betont auch Adele Clarke und plädiert dafür, die Konzeption des Wissenschaftlers⁸ als »bescheidenen Zeugen«⁹, der auf einem positivistischen Wissenschaftsverständnis basierend vermeintlich objektive Erkenntnisse generiert, durch die Figur eines »unbescheidenen Zeugen« zu ersetzen:

»In Wirklichkeit müssen wir unbescheidene Zeugen werden, zugestandene verkörperte Wissende, und neue, ja radikale Vorstellungen davon produzie-

8 Clarke spricht aufgrund der historischen, androzentristischen Gegebenheiten im 16. Jahrhundert nur in der männlichen Form.

9 Clarke sieht diese historisch gewachsene Figur des Wissenschaftlers als »bescheidenen Zeugen« in der Verschiebung von religiösen zu westlichen wissenschaftlichen Formen der Produktion von Wissen, die sie im 16. Jahrhundert verortet: »Der neue Held der Renaissance ist vielmehr eine fabrikneue weiße männliche Figur – der bescheidene Wissenschaftler. [...] Der bescheidene Zeuge erscheint persönlich unaufdringlich, ausgeglichen und daher unvoreingenommen.« (Clarke 2012: 63)

ren, was gewusst werden kann und sollte. Die Heterogenität der Perspektiven abzubilden, ist bis heute ein ziemlich radikaler Akt [...], als ob es ›wirklich‹ nur zwei Perspektiven ›von Bedeutung‹ gäbe.« (Clarke 2012: 64)

Die Anerkennung der Unmöglichkeit, objektives, »wahres« Wissen zu generieren, stellt auch eine zentrale Prämisse der Kritischen Diskursanalyse dar, wie sie Siegfried und Margarete Jäger vertreten. Die Absicht dabei ist es, nicht nur Kritik an dominanten und hegemonialen Wirklichkeitskonstruktionen zu üben, sondern als wissenschaftlich schreibende Person Position zu beziehen (vgl. Jäger/Jäger 2007). Damit wird eine Kritische Diskursanalyse, wie sie in der vorliegenden Arbeit mit Blick auf den Herstellungsprozess der Flüchtlingsfigur umgesetzt wird, auch als ein politisches und intervenierendes Projekt verstanden, das sich der Illusion wissenschaftlicher Objektivität und »Wertfreiheit radikal widersetzt« (ebd.: 8) und sich unterdrückten und zugerichteten Subjektivitäten verpflichtet fühlt. Ähnlich argumentiert auch Edward Said, wenn er schreibt:

»Ein Intellektueller, der spezifische Anschauungen, Ideen und Ideologien artikuliert und repräsentiert, will diese gesellschaftlich auch umgesetzt sehen. Dem Intellektuellen, der behauptet, nur für sich selbst oder um der reinen Gelehrsamkeit oder des abstrakten Wissens willen zu schreiben, kann, ja darf man nicht glauben. Wie der große Schriftsteller Jean Genet einmal sagte, ist man in dem Augenblick, in dem man veröffentlicht, bereits in das politische Leben eingetreten; wer also nicht politisch werden will, sollte weder schreiben noch sich öffentlich äußern.« (Said 1997: 111)

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen kann an dieser Stelle das Ziel einer widerständigen Wissensproduktion näher definiert werden. Es geht darum, Möglichkeitsräume zu schaffen, in denen andere und bisher weitgehend marginalisierte Perspektiven und Wissensbestände sichtbar gemacht werden, die dominante Diskurse irritieren und dadurch in der Lage sind, eine »alternative Welt zu schaffen« (Cox 1981: 32). In Anbetracht der massiven Gewalt, mit der das europäische Grenz- und Migrationsregime gegenwärtigen FluchtMigrationsbewegungen entgegentritt, besteht zusehends die Notwendigkeit einer »eingreifenden Wissenschaft« im Sinne Pierre Bourdieus. Darauf weist auch Gilles Reckinger hin: »Kurz gesagt also geht es darum, verkürzten Autoritätsargumenten die Autorität wissenschaftlicher Rigorosität entgegenzusetzen – nicht mehr und nicht weniger.« (Reckinger 2014: 224) Damit wird die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit bestehenden

Macht- und Herrschaftsverhältnissen als ein Instrumentarium verstanden, diese kritisch zu hinterfragen und zu dekonstruieren.

Aber auch im Rahmen wissenschaftlicher Forschung ist die Möglichkeit, widerständiges Wissen zu generieren, begrenzt und in ambivalente Verhältnisse verstrickt. So stellt sich etwa die Frage nach dem Gewinn, den die unterschiedlichen AkteurInnen aus den Forschungen, etwa zu dieser Studie, ziehen: Während eine Dissertation zu einem gesellschaftlichen »Statusaufstieg« führt, können die Menschen, die für die Gespräche gewonnen wurden, durch den Abschluss dieser Arbeit von keiner direkten »Statusveränderung« profitieren. So bleiben die gesellschaftliche Positionierung und der Zugang zu relevanten Ressourcen ungleich strukturiert und werden im Kontext der sich hierarchisch kennzeichnenden Forschungspraxis reproduziert. Damit stellt sich der Versuch, die marginalisierten Stimmen und Erzählungen hör- und sichtbar zu machen, als ein ambivalentes Unterfangen heraus und spiegelt letztlich die dominanten gesellschaftlichen Hierarchieverhältnisse wider. Dieser Umstand kann und darf nicht ignoriert werden. Allerdings können (und müssen) die eigene Ausgangslage und die unabdingbare Involviertheit der Forschenden in diese Unter- und Überordnungsverhältnisse als Möglichkeit für Reflexionsprozesse nutzbar gemacht werden.

Spätestens an dieser Stelle ist im Sinne einer postkolonialen Kritik darüber hinaus die Frage nach den (Un-)Möglichkeiten angemessener Repräsentationen marginalisierter Subjekte durch WissenschaftlerInnen zu stellen. In ihrem Essay »Can the Subaltern Speak?« (1988) setzt sich Gayatri C. Spivak mit den Schwierigkeiten der Repräsentation sogenannter »subalternen Gruppen« auseinander. Dabei thematisiert sie auch die Rolle der »FürsprecherIn«, die jene Subjekte, die innerhalb dominanter Diskurse kein Gehör finden, durch die eigene privilegierte gesellschaftliche Positionierung als MittlerIn dabei unterstützen kann, die Perspektiven »subalternen Subjekte« sichtbar zu machen, weil sie sich nicht selber repräsentieren können (vgl. Castro Varela/Dhawan 2007). Dabei ist jede Repräsentation »immer problematisch und nie adäquat oder gar komplett« (ebd.: 41). Repräsentation ist immer auch als eine Form von Gewalt zu verstehen und damit nie unschuldig. Der Versuch, die unterschiedlichen Stimmen jener Menschen hörbar zu machen, die in den Gesprächen zu Wort kommen, bringt wiederum andere Subjekte zum Schweigen. Es handelt sich dabei zudem, aus einer globalen Perspektive auf FluchtMigration betrachtet, um Menschen, die den gefährlichen Weg nach Europa auf sich genommen haben und sich bereits im Globalen Norden aufhalten. Damit gehören die befragten Personen zu jenem geringen Anteil an

FluchtMigrierenden, die nicht im Globalen Süden verortet sind, wo sie meist un menschlichen Bedingungen ausgesetzt sind.

Es bleibt festzuhalten, dass der Versuch, die Perspektiven und Erzählungen jener Menschen sichtbar zu machen, die in dieser Arbeit zu Wort kommen, notwendigerweise selektiv bleibt. Darüber hinaus sind die Erzählungen durch die Interpretationen und Implikationen der schreibenden und forschenden Person geprägt und bilden damit nur *mittelbar* die Perspektiven der FluchtMigrierenden ab.

Trotz der Schwierigkeiten, die mit der Repräsentation von marginalisierten Gruppen einhergehen, sieht Spivak anders als Foucault eine Verantwortung für die Repräsentation der Menschen, denen innerhalb hegemonialer Diskurse nicht zugehört wird (vgl. Spivak 2008), und hält diese dabei für unabdingbar, um antihegemoniale Politiken zu bestärken. Auch Nikita Dhawan und Maria do Mar Castro Varela gehen davon aus, dass trotz der Dilemmata, die mit der Repräsentation von marginalisierten Gruppen und Individuen einhergehen, eine Verantwortung aufseiten jener besteht, die sich wirkmächtig Gehör verschaffen können, *über* und vor allem auch *für* jene Menschen zu sprechen (vgl. Castro Varela/Dhawan 2007).

Verantwortlichkeit bedeutet in diesem Kontext, auch die eigenen vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Normalitäten zu hinterfragen sowie etablierte Kategorisierungsprozesse und ihre machtvollen Bedeutungsinhalte kritisch zu beleuchten. Um ein tieferes und differenzierteres Verständnis der Konstruktion der Flüchtlingsfigur zu erlangen, wird daher im folgenden Kapitel das historische Ordnungsprinzip, das sich entlang der diskursiv erzeugten Differenz zwischen einem konstruierten »Wir« und einem davon separat gedachten »Anderen« organisiert, näher beleuchtet. Damit wird die Grundlage für die daran anschließende Kritische Diskursanalyse im Kontext von FluchtMigration gelegt, im Zuge deren sich Prozesse des »Othering« als historische Kontinuität westlicher Repräsentationspraktiken in der Figur des »Flüchtlingsanderen« reaktualisieren.